

**10. Geburtstag des Vereins „Hugenotten- und Waldenserpfad e.V.“  
14. September 2019 in der Evangelisch-reformierten Kirche Neu-Isenburg**

**Festvortrag**

**Hans-Dieter Rutsch**

**Der Wanderer: Von der Freiheit und dem Überwinden von Grenzen – aus dem Leben des Theodor Fontane.**

Sehr geehrte Mitglieder des Vereins Hugenotten- und Waldenserpfad,  
Sehr geehrte Herr Bürgermeister,  
Sehr geehrte Damen und Herren,

Sie leben in einer Stadt, die vor 320 Jahren südlich von Frankfurt am Main von Flüchtlingen für Flüchtlinge entstand: Neu Isenburg. Das Territorium: Teil der Grafschaft Isenburg-Offenbach. Der Graf Johann Philipp beförderte diese Ansiedlung massgeblich. Er erhoffte sich davon einen wirtschaftlichen Aufschwung. Seine Grafschaft, und damit auch seine Herrschaft, litt unter den fatalen Folgen des Dreißigjährigen Krieges. Es fehlte an Menschen und an wirtschaftlichem Wachstum. Die damaligen Aussichten: sie waren eher düster. Die Flüchtlinge waren ein Option, dies zu ändern.

Was über dreihundert Jahre zurück liegt, ist nicht unbedingt uralte. Es kann heute sogar unverhofft zur Herausforderung werden. So das Wort „Flüchtling“. Es löst gegenwärtig heftige Emotionen aus. Auch jetzt fehlen in Deutschland in großem Umfang Arbeitskräfte. Die daraus entwickelten Szenarien unterscheiden sich diametral. Zum einen werden Flüchtlinge als grundsätzliche Bedrohung beschrieben. Zu viele Fremde würden den sicheren Untergang der bestehenden Rechtsordnung in der Bundesrepublik Deutschland zur Folge haben. Die andere Perspektive: Flüchtlinge und Einwanderer eröffnen unbekannte Möglichkeiten für die Gestaltung von Zukunft. Schon allein dadurch, dass aus den Fremden Steuerzahler werden.

So umstritten diese Wirklichkeitsbeschreibungen sind: sie spalten gegenwärtig die Einwohner Deutschlands in zwei Lager, die nach und nach das Reden miteinander einstellen. Zivilgesellschaftliche Normen, gestern noch mit Selbstverständlichkeit gelebt, werden ignoriert. Man bunkert sich ein und begründet Feindschaften. Schließlich, und das erleben wir, verwandelt sich diese Auseinandersetzung in eine Propagandaschlacht. Die jeweilig Beteiligten folgen ihren Losungen wie einer Heilslehre. Ein schwieriger Augenblick.

Wie wird an den Stammtischen von Neu Isenburg über den Anfang ihrer Stadt gesprochen? Suchend oder altklug? Oder wird die Überlieferung als eine „Fake News“ gewertet? Als eine erfundene und darum falsche Nachricht? Man könnte ja auch fragen: Waren die Hugenotten überhaupt hier? Sind nicht ein Teil der Franzosen irgendwann aus Neu-Isenburg auch weiter in andere Gebiete gezogen? Waren es nicht Deutsche, welche anschließend die Häuser aufkauften? Und: haben die Hugenotten, wenn sie tatsächlich geblieben sind, und die später zugezogenen „deutschen Einwohner“ tatsächlich in nennenswertem Umfang gemeinsame Familien gegründet? Und weiter: Waren die Kinder dieser Familien später Deutsche oder noch immer Franzosen? Man kann sich hineinsteigern in die damit verbundenen Szenarien und sich die Fakten je nach Gefühlslage „zurechtlegen“.

Was ich von den Debatten in den sogenannten „sozialen Medien“ lese: am tatsächlichen Verlauf der deutschen Geschichte wird inzwischen grundsätzlich gezweifelt. Und über die Entstehung des deutschen Volkes existieren Gerüchte weit jenseits von dem, was historisches Grundlagenwissen ist. Das löst bei denen, die diese Zweifel am bisherigen historischen Protokoll als neue und absolute Wahrheit verbreiten, immer weniger Schamgefühle aus. Es ist nicht mehr relevant, ob die verbreitete Legende einem historischen Diskurs tatsächlich standhält. Es ist uninteressant, ob eine These wahr ist. Hauptsache: sie löst eine Debatte aus und bestimmt den gesellschaftlichen Diskurs. Getreu dem Motto: irgendwann wird das, worüber geredet wird, mindestens für ein Fünckchen Wahrheit gehalten. So taumeln wir durch die Zeit.

Was ist gewiss? Die Hugenotten und Waldenser sind tatsächlich als Glaubensflüchtlinge gekommen. Die Gründung Ihrer Stadt ist durch Dokumente auf das Jahr 1699 datiert. Am 24. Juli 1699 leisteten dem Landesherrn vierunddreißig französische Familien im Offenbacher Schloss den Treueid. Die Menschen, die das taten, kamen tatsächlich aus Frankreich. Sie flüchteten von dort in die Schweiz oder nach England, nach Holland oder in die deutschen Länder, weil im katholischen Frankreich ein Leben nach dem evangelischen Glauben mit dem Tode bedroht wurde. Der Streit über den wahren Glauben - Gotthold Ephraim Lessing hat ihn seinem Theaterstück „Nathan der Weise“ metaphorisch beschrieben - beschäftigt uns Menschen wie eine Sucht.

Was ist weiter gewiss? 50.000 evangelische Christen, die der Lehre Calvins als Hugenotten und Waldenser folgten, fielen dem Terror dieser Auseinandersetzung zum Opfer. Wer als evangelischer Christ überleben wollte, musste Frankreich verlassen. 200.000 Menschen begaben sich darum nach und nach auf die Flucht. Tausende kamen in Ihrer Region an. In Frankfurt am Main entstand, was wir heute vielleicht ein Auffanglager nennen würden. Den Frankfurtern begann das zu missfallen. Sie schickten die Flüchtlinge weiter und halfen auch gerne mit Druck nach. Man muss diese Fakten bedenken und nicht voreilig beurteilen: die damaligen sozialen Strukturen waren überfordert. Und das über einen Zeitraum von mehr als fünfzig Jahren.

Von denen, die von Frankfurt aus weiter zogen, kamen viele in der Mark Brandenburg an. Bis heute ist ihre genaue Zahl nicht belegbar. Aber wir stolpern noch über die Folgen. Ich lebe als Filmproduzent und Buchautor in Potsdam und in einem kleinen Flämingdorf. Der Fläming wurde von Flamen besiedelt. Die Flamen kamen aus gutem Grund in dieses unbewohnte Gebiet. Im 12. Jahrhundert hatten schwere Sturmfluten und Überschwemmungen die Nordseeküste heimgesucht. Viele Bauern hatten ihr Land verloren. Die deutschen Landesfürsten versprachen den Einwanderern, dass sie als freie Unternehmer tätig sein könnten. Um 1700 lebten in der Mark Brandenburg noch immer zu wenige Menschen. Als die Hugenotten kamen, war jeder vierte Einwohner Potsdams sehr schnell ein Franzose. Es gab einfach keine große Zahl anderer Menschen. Aus solch einem kulturellen Geflecht „entstand“ nach und nach der Brandenburger. Den eigentlichen Brandenburger hat es nie gegeben. Die Mark war immer schon ein Einwanderungsland, in dem alte Adelsgeschlechter diesen Wandlungsprozess in beeindruckend kluger Weise begleitet und gesteuert haben.

Mehreren Familiennamen aus dem Flüchtlingsstrom der Hugenotten bin ich in meinem Arbeitsleben begegnet. Einer von ihnen: „Labry“. Über die genaue Fluchtrute der „Labrys“ bis Frankfurt am Main gibt es widersprüchliche Angaben. Die Labrys hatten sich entschieden, nicht in Frankfurt oder Neu Isenburg zu bleiben. Die Gründe können wir nur vermuten: die Labrys waren Handwerker und beherrschten damals in

Preußen noch unbekanntes Verfahren zur Herstellung von Textilien. Die Hohenzollern, das Herrschergeschlecht der Mark Brandenburg, erhoffte sich von diesen Fremden einen wirtschaftlichen Vorteil für ihre Region. Sie schickten darum Gesandte nach Frankfurt, die den Flüchtlingen Reisepapiere ausstellten. Außerdem verteilten sie Geld für Proviant und Logie. Der weitere Weg Richtung Osten war weit und wurde zu Fuß zurück gelegt. Die Offerte der preußischen Gestanden (seit 1701 nannte sich der Kurfürst von Brandenburg König von Preußen) nahmen die Labrys an und machten von Frankfurt kommend erst an der Elbe Halt. Sie bemühten sich um eine Ansiedlung in Magdeburg. Doch auch hier waren die neuen Fremden, entgegen der Zusicherung des Königs von den Einwohnern nicht willkommen geheißen. Sogar der lutherische Klerus wehrte sich gegen die Eröffnung einer französischen Kirchgemeinde. Es gab Kirchenmänner, die Calvinisten öffentlich als Ketzer bezeichneten. Die Labrys erlebten hasserfüllte Exzesse. Als Häuser der Hugenotten „zufällig“ in Brand geraten, werden die neuen Magdeburger an den Löscharbeiten gehindert. Der Ausruf „Lasst die Franzosen brennen!“, ist mehrfach überliefert. Die Depeschen des preußischen Königs auch: sie stellen die Angriffe auf die Einwanderer unter Strafe. Ein Pierre Labry läßt sich darum in Magdeburg trotz allem registrieren. Mit seiner Familie sieht er in der Stadt an der Elbe mehrere Optionen für Zukunft. Eine: er bringt das Wissen um völlig neue Strumpfwirkmaschinen mit. Tatsächlich kann er damit nicht nur erfolgreich produzieren. Er beginnt, diese Maschinen zu bauen und zu verkaufen. Seinen anfänglichen wirtschaftlichen Erfolg jedoch kann er nicht nutzen. Das Geschäftsmodell, würden wir sagen, funktioniert nicht. Aber das war ein Fehler von Pierre Labry. Schließlich zieht er weiter nach Sachsen. Seine Kinder legen dort den Grundstein für die später weltweit bekannte sächsische Tuch- und Strumpfproduktion.

Einem Nachfahren dieser Flüchtlingsfamilie begegnen wie einhundert Jahre später in Berlin. Dort läßt sich Emilie Labry im März 1819 mit dem jungen Apotheker Louis Henri Fontane trauen. Eine für die damalige Zeit typische preußische Hugenottenfamilie entsteht. Ihr erstes Kind trägt den Namen Theodor und erblickte vor genau 200 Jahren, im Dezember 1819 in der kleinen märkischen Garnisonstadt Neuruppin das Licht der Welt. Nach Neuruppin zieht die Familie nur, weil Louis Henri Fontane nur über ein Apothekerzeugnis zweiter Klasse verfügt. Damit durfte man sich nur in der Provinz niederlassen. Berlin wäre der Traum des Louis Henri Fontane gewesen. Sein Sohn Theodor träumt davon, Schriftsteller zu werden. Heute gilt er als ein Autor von Weltrang: das Kind einer Hugenottenfamilie.

So treffen historische Daten in diesem Jahr 2019 aufeinander. Sie erinnern an die einwandernden Hugenotten und Waldenser. Das Land Brandenburg hat ein Fontane-Jahr ausgerufen. Seit Monaten sind die Medien mit diesem Thema beschäftigt. Ich habe für diesen Augenblick ein Buch mit dem Titel „Der Wanderer“ geschrieben. Es erzählt vom Leben des eigenwilligen Hugenotten Theodor Fontane. Seit meiner frühen Jugend lese ich Bücher dieses Autors. Sie gehören zum meinem inneren Weltbild, sie ernähren mein Hoffen auf eine dauerhaft liberale Gesellschaft, die geprägt ist von einer Gleichberechtigung der Geschlechter und einer lebendigen Demokratie. Als ich Fontane zu lesen begann, wusste ich nicht, was ein „Hugenotte“ ist. Heute bin ich froh über alles, was vom Leben dieser Menschen erfahre. Ihr Weltbild ist mir nah. Vor allem all jene Momente, die auf Ehrfurcht vor Schöpfung drängen. Wir haben sie zu bewahren. Unser Tun müssen wir so ausrichten, dass echtes menschliches Leben auf Erden auch künftigen Generationen möglich ist. Das Besinnen auf jede mögliche Form protestantischer Askese ermöglicht, die Ehrfurcht vor der Schöpfung wieder zu gewinnen. Fontane suchte in der preußischen Geschichte leidenschaftlich nach Frauen und Männern, welche diese Haltung repräsentierten. Er beschrieb deren Leben und deren Wandlungen präzise und eindrucksvoll. So manche seiner literarischen Figuren wünschte ich mir heute als Mitmenschen. Aber

das ist ein anderes Thema und, wie der alte Briest, Gutsherr und Rittersmann, spricht: „*Das mit der Kreatur, damit hat's doch seine eigene Bewandtnis, und was da das Richtige ist, darüber sind die Akten noch nicht geschlossen. Glaube mir, Effi, das ist auch ein weites Feld.*“

Theodor Fontane kannte sechs Jahrzehnte seines Lebens die Geschichte der Flucht seiner Familie nur aus ungefähren mündlichen Überlieferungen. So sehr er sich später bemühte, die genauen Zusammenhänge zu recherchieren: über die Familie seines Vaters und dessen Vorfahren fand er viel. Über die Vorfahren seiner Mutter Emilie Labry wenig. Theodor selbst war glücklich, sich als Gasconger zu definieren. Zwar hatte er nur wenige Indizien für diese These, aber das störte ihn nicht. Was er nicht genau wusste, füllte er als junger Mann mit Hilfe der Poesie aus. Anschließend kombinierte er mit diesem spekulativen Wissen und formte daraus ein Narrativ. Diese Fähigkeit ist ererbt von seinem Vater. Französisch sprachen die beiden nicht mehr. Aber sie schwärmten vom Land ihrer Vorfahren. Als Kind ist der spätere Dichter von dieser Herkunft begeistert. Als jungem Mann wird das Theodor Fontane nicht mehr so wichtig sein. Seine Leidenschaft gehört England. Dort sieht er die moderne Welt und beschreibt sie als Korrespondent der preußischen Regierung. Die Schriftstellerei, von der er träumt, ernährt nicht aber nicht die Familie. Im Gegenteil. Oft ist die von seiner Frau geführte Haushaltskasse leer. Als älterer Herr, als er vom Schreiben seiner Romane die Miete und das tägliche Brot bezahlen kann, beginnt Theodor Fontane erneut, sich mit seinen französischen Vorfahren zu beschäftigen. Wir kommen darauf noch zurück.

Zunächst sei aber vorweggenommen: Theodor Fontane wird heute nicht als Hugenotte, sondern als deutscher Romancier in den Analen der Weltliteratur geführt., als Romanautor und Lyriker auf allen Erdteilen gelesen. Selbst in das Chinesische sind seine Texte übertragen. Auf allen Kontinenten forschen Germanisten zu Fontanes Werk. In Brandenburg ist der Dichter von Weltrang für die Tourismusindustrie ein bedeutendes Zugpferd. Im Norden von Berlin gibt es unvorstellbar viele Fontane Klausen, Hotels mit seinem Namen, Dampfer und Züge tragen ihn ebenfalls. In Neuruppin findet man sogar schon einen „Fontane-Döner“. Zum anderen: Theodor Fontane ist für die deutsche Literaturgeschichte das entscheidende Verbindungsglied zwischen Johann Wolfgang Goethe und Thomas Mann. Fontanes Zeitgenossen übersahen diesen Zusammenhang. Heute gibt es daran keinen Zweifel. Und dabei wird unübersehbar bleiben: Fontane ist ein Dichter mit Migrationshintergrund.

Vor zehn Jahren gründeten Sie einen Verein, der dieses besondere Kapitel deutscher Geschichte - Flucht und Einwanderung der Hugenotten und Waldenser - in Ihrer Stadt und überhaupt in Deutschland nicht dem Vergessen überlassen will. Sie wollen signalisieren: wir Neu Isenburger leben hier in der Nachfolge von Fremden. Eines ihrer Ziele: die damaligen Fluchtwege von Frankreich nach Deutschland dauerhaft kenntlich und begehrbar zu machen. Nachvollziehbar soll heute für jeden Interessierten sein, auf welchen Pfaden die Hugenotten und Waldenser die fast zweitausend Kilometer in die deutschen Länder und Provinzen mühevoll bis nach Ostpreußen flüchteten und unterwegs waren. Zugleich schufen Sie als Verein ein Netzwerk, dass möglichst viele Dörfer und Städte in der heutigen Bundesrepublik, die damaligen Flüchtlingen Zuflucht gewährten und Zukunft ermöglichten, miteinander verbindet. Was für eine Idee. Ist die Herkunft unserer Vorfahren doch so vielfältig, dass erst mühevolleres Erinnern und Suchen uns auf den tatsächlichen Pfad zu unseren Familien führt. Dahinter verbirgt sich eine Wahrheit:

Die Urform des Wanderers ist in Europa nicht der Tourist, sondern der Flüchtling. Seine Rastlosigkeit ist keine Ausnahme, kein historischer Sonderfall, sondern eine europäische Daseinsweise. Denn für die

Mehrzahl aller europäischen Familien ist eine Reise quer über den Kontinent im Verlauf der Jahrhunderte belegbar. Zeichnen wir die „Wanderungen“ unserer Vorfahren nach, stellen wir fest: wir waren irgendwann einmal Flüchtlinge. Meine unmittelbaren Vorfahren lebten in Ostpreußen, Schlesien und im Ruhrgebiet. Im Nachlass meiner Großmutter fand ich Post von Verwandten aus den USA. Cousins meiner Mutter leben in Frankreich. Bis heute kann ich viele Zusammenhänge nicht herstellen. Meist sind es die Familiennamen, welche uns die tatsächlichen „Wanderwege“ offenbaren. So schwer es auch fallen mag, diese Wahrheit zu akzeptieren: Noch heute leben in Russland die Nachfahren der deutschen Auswanderer, ebenso im rumänischen Banat. In Finnland existiert eine deutschsprachige Minderheit, in Norditalien, in Polen, in Spanien und ebenso in der Ukraine. An allen großen europäischen Flüssen finden wir die Spuren deutscher Siedler, und in jedem Telefonbuch des heutigen Petersburg sind die Namen der ehemaligen Deutschen sichtbar. Und umgekehrt gilt: immer schon kamen die „Fremden“ in das Gebiet des späteren Deutschen Reiches. Als Söldner kamen sie, als Handwerksgesellen, als religiöse Eliten, als Künstler, als Handwerker, als ungelernete Arbeitskräfte oder Juden, die vor Pogromen flüchteten.

Als Ihnen hier in Neu Isenburg wichtig wurde, öffentlich zu machen, dass sie möglicherweise selbst Nachfahren von Hugenotten und Waldensern sind, war von der humanitären Krise im Europa des Jahres 2015 nur mit viel Phantasie etwas zu ahnen. Zwar gab es Flüchtlingsströme, auch legale und illegale Einwanderung in die Bundesrepublik - aber die lief nahezu geräuschlos, scheinbar geordnet und nach Kriterien ab, für die sich die Öffentlichkeit kaum oder wenig interessierte. Abgesehen vom Recht auf Asyl stammten diese Kriterien zum Teil noch aus dem deutschen Kaiserreich oder dem sogenannten Dritten Reich, also der nationalsozialistischen Realität nach 1933. Mehr oder weniger mischen Sie sich damit von Neu Isenburg aus ein in die Debatte um die sogenannte „deutsche Leitkultur“. Sie signalisieren: unter sich waren wir Deutschen in Neu Isenburg eher nicht. Sie haben gute Gründe, auf dieser Haltung zu beharren. Um 1600, als die ersten Hugenotten in Frankfurt am Main ankamen, war die Stadt bereits von Fremden geprägt. 3000 protestantische Flüchtlinge aus den Niederlanden kommend hatten sich bereits angesiedelt. Hinzu kamen mehrere tausend wandernde Handwerksgesellen und etwa 2500 Juden, die den rasanten Aufschwung der Stadt prägten. Fast jeder zweite Einwohner Frankfurts war schon ein Fremder, ehe die Hugenotten kamen. Frankfurt am Main war aber kein Sonderfall. Zur gleichen Zeit wurde in Hamburg an der Börse Flämisch gesprochen. Portugiesische Juden aus Amsterdam etablierten die später so profitablen Handelsverbindungen nach Südamerika. Aus der dänischen Karibik kamen freigelassene Sklaven über Kopenhagen als Einwanderer in die Hansestadt und heirateten in einheimische Familien ein. Dazu gehört eine weitere Nachricht: diese Einwanderer erhielten zu einem großen Teil relativ zügig Papiere, die sie zu Bürgern und zu Deutschen machten.

Das klingt etwas erdichtet und ist es doch nicht. Ein kurzer Ausblick in die deutsche Realität von Aus- und Einwanderung belegt diese Praxis über drei Jahrhunderte. Selbst das äußerst restriktive Staatsbürgerschaftsgesetz des Deutschen Reiches von 1913 schrieb eine alte Tradition der deutschen Dynastien fest: qualifizierte und geeignete Einwanderer erhielten sehr schnell Zugang zum Staatsdienst und erlangten, wenn nicht schon bei ihrer Einreise, nach nur wenigen Jahren die endgültige Anerkennung als Untertan. Sie wurden, wie wir heute sagen, Staatsbürger. Nach 1871 galt dies auch in Preußen für die zuvor aus Osteuropa eingewanderten Juden. In die Debatte darum war Theodor Fontane verwickelt. In Briefen an Freunde zweifelte er daran, ob Juden sich tatsächlich assimilieren würden. Öffentlich sprach oder schrieb er nicht darüber. Er wollte, selbst mit viele Juden befreundet, nicht missverstanden werden. Den Unterschied zwischen einer internen Debatte und öffentlicher Propaganda sah er wohl. Auch die Pflicht des Staates,

Integration nicht dem Selbstlauf zu überlassen. Auch das ist, wie der alte Briest es formulierte, ein weites Feld.

Wenn auch nicht alle Karrieren - aber viele standen den eingewanderten Hugenotten offen. Schauen wir nur kurz nach Berlin: der Hugenotte Carl von Gontard errichtete die Türme des deutschen und französischen Doms auf dem ehemaligen Gendarmenmarkt, Friedrich und David Gilly bewährten sich als Baumeister für das Schloss Bellevue, dem heutigen Sitz des Bundespräsidenten. Daniel Chodowiecki avancierte zu einem berühmtem Kupferstecher, Peter Joseph Lenné zu einem der großen europäischen Gartenarchitekten des Klassizismus. Die bis heute politisch aktive Familie de Maizière kam ebenso als Einwanderer, wie auch der Hoffriseur und Erfinder der Bartbinde für Wilhelm II, den letzten deutschen Kaiser. Unter dem Namen François Haby wurde er ein geliebter Deutscher. Im Wilhelminischen Deutschland fehlte seine Bartbinde praktisch in keinem Haushalt. Die Begeisterung des Kaisers für die Arbeit des Friseurs französischer Herkunft ist von Legenden umwoben. Mit dem Ausspruch „Donnerwetter, tadellos!“ soll Kaiser Wilhelm II. seinen Hoffriseur jeden Morgen gelobt haben, als er seinen gezwirbelten Bart im Spiegel begutachtete. Von solcher Art sind die Spuren der Hugenotten. Ohne sie wäre die Charité in Berlin nicht entstanden. Die Wiege der Medizin in Berlin ist ohne die einwandernden Hugenotten nicht vorstellbar. Dafür war die Sprache dieser Menschen den älteren Berlinern fremd. Man sagt nicht die „Landstrasse“, sondern „Chaussee“ und der gebratene Fleischklops verwandelte sich in eine Boulette. Das Geld für deren Einkauf verwahrten die Damen nicht mehr in einem Geldsäckchen, sondern in einem Portemonnaie.

In diesem multikulturellen Geflecht begegnen wir immer wieder dem Familiennamen „Fontane“. Fontanes sind mal hier und mal da. Ihr Name taucht - und das sorgte für Verwirrung in der Fontane Forschung - sogar in Ostpreußen auf. Erst mit viel Mühe konnten die Fakten geordnet und zum Spiegel einer ungewöhnlichen Karriere werden. Zunächst sei erst einmal gesagt: Die Vorfahren Theodor Fontanes blieben buchstäblich bis zum letztmöglichen Augenblick in ihrer französischen Heimat. Sie gingen von dort erst weg, als den Hugenotten jeder Aufenthalt in Frankreich untersagt wird. Doch der Name „Fontane“ wird nachweislich verschieden in den Listen der Einwanderer geschrieben. Wer gehörte tatsächlich zum wem? Ein kompliziertes Puzzle.

So sehr sich Theodor Fontane um Klarheit über seine tatsächliche Herkunft bemühte – er kann viele Rätsel seiner Herkunft nicht lösen. Die letzten Quellen dazu entdecken Historiker erst einhundert Jahre nach Fontanes Tod. Und auch hier ist es ein Flüchtling, der die entscheidenden Funde macht: Dr. Manfred Horlitz. Ein im Jahr 1930 geborener Schlesier. Mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs flieht seine Familie vor der heranrückenden Front und den Kampfhandlungen zwischen deutscher Wehrmacht und Roter Armee. Im August 1945 erklären die Siegermächte in Potsdam, dass Deutschland Schlesien als Kriegsentschädigung an Polen abzutreten habe. In ihrer alten Heimat darf die Familie Horlitz nicht mehr leben. Als 15jähriger kommt der junge Mann in seiner neuen Heimat westlich der Oder an. Als Rentner macht er sich nach dem Fall der Mauer auf den Weg in die Schweiz und nach Frankreich. Alle infragekommenden Kirchenbücher durchblättert er Seite für Seite und liefert die Belege für den bis dahin unbekanntem Weg der Familie „Labry“. Theodor Fontane besass nur eine ungefähre Ahnung von dem, was Manfred Horlitz in den Kirchenbüchern entdeckte. Der Historiker hat die damals möglichen Wege der Labrys und der Fontanes rekonstruiert. Sie haben diese Wege inzwischen ausgedeutet und begehbar gemacht für jedermann. Sie transferieren damit historisches Wissen in die Zukunft., denn immer wieder wird es Menschen geben, die danach fragen werden: Wer waren die „Hugenotten“? Was ist eigentlich ein „Waldenser“?

Im seinem sechsten Lebensjahrzehnt beschäftigt Theodor Fontane intensiv der Gedanke, wer er eigentlich sei. Zwei Momente veranlassen ihn, seine kindliche Naivität im Umgang mit der Geschichte seiner Vorfahren zu verlassen: Fontanes Vater verstarb 1867 im Alter von einundsiebzig Jahren. Die Standuhr, neben der bereits Theodors Großvater lebte und starb, ging nun in den Besitz des Dichters über. Sie fand ihren Platz neben dem Schreibtisch in der Wohnung der Potsdamer Strasse in Berlin. Fontane bedachte von nun an ernsthaft, was er in der ihm verbleibenden Lebenszeit noch alles zu schreiben habe. Als er das Sterbealter seines Vaters erreichte, verfiel er in eine tiefe Depression. Das Eigentliche war aus seiner Perspektive noch nicht geschrieben. Außerdem hatte er das Schicksal einer unglücklichen Ehe der Eltern vor Augen. Mitten in der Arbeit an dem Roman „Effi Briest“ muss er erschöpft abbrechen. Er kann nicht mehr. In großer Ausweglosigkeit fragt er sich, ob das nicht der Augenblick sei, das Leben zu beenden. Ein langes halbes Jahr plagten ihn solche Gedanken. Immer wieder scheitert er bei dem Versuch, dieser Krise durch Ortswechsel zu fliehen. Schließlich folgt er dem Rat eines Arztes und beginnt, seine Kindheit aufzuschreiben. Diese Arbeit verwandelt Fontane nach und nach in einen Roman, der sowohl autobiografisch geprägt als auch mit literarischer Phantasie gefüllt ist. Doch diese Phantasie bezieht sich nicht mehr auf die Geschichte seiner Familie, sondern auf etwas anderes: er verkleidet sein inneres Elend. Das Buch liest sich in seinen Grundzügen wie die Geschichte einer beneidenswert schönen Kindheit. Jedoch zwischen den Zeilen erzählt Fontane von seiner Tragödie. Da sind der spielsüchtige und alkoholabhängige Vater, die überforderte und an den Nerven erkrankte Mutter und die Tatsache, mit dem zwölften Lebensjahr das Elternhaus verlassen zu müssen. Wenn Sie so wollen: Fontane beschreibt seinen Fluchtweg in die Literatur. Ein literarisches Dokument mit der Sogwirkung eines spannenden Märchens. Ein Roman mit dem Titel: „Meine Kinderjahre“.

Dann ist da noch ein Glücksfall: Seit den 1880er Jahre bemüht sich Theodor Fontane, die Herkunft seiner Vorfahren geographisch genauer auszuloten, wie es verschiedene Briefe an Familienmitglieder und Freunde belegen. Dabei ist ihm Dr. Richard Beringuer als Herausgeber der „Stammbäume der Mitglieder der französischen Colonie“ in Berlin ein kompetenter Helfer. In der 1885 und 1887 erschienenen Publikation der „Französischen Colonie“ ist auch der Stammbaum „FONTANE“ von den Einwanderern bis zur Familie des Schriftstellers - allerdings nur die männliche Stammfolge enthaltend - veröffentlicht. Als Geburtsort des ersten Zuwanderers der „richtigen“ Fontanes nach Brandenburg-Preußen ist entsprechend der kirchenbuchamtlichen Papiere Nîmes verzeichnet. Beringuer hat Theodor vermutlich bereits 1884 einen Vorabdruck dieser Aufstellung übergeben. Am 3. August 1884 bedankt sich Fontane für „den angefügten Stammbaum, der mich auf das höchste interessiert hat.“ Endlich kann er unterscheiden, was zur Wahrheit seiner Herkunft gehört und was verwechselt oder erfunden wurde. Seine Mutter, so berichtet er weiter in diesem Brief, hatte sich über die angebliche Abstammung von einem Schreiner stets „mukkiert“. Sie fühlte sich eher als Aristokratin. Aus ihrer Perspektive war die Abstammung von einem Seidenhändler tatsächlich etwas Vornehmeres.

Beringuer hat Fontane aus dem Archiv des Konsistoriums offensichtlich noch weitere Papiere zukommen lassen. Fontane bedankt sich am 27. Dezember 1886 mit den Worten: „Zugleich meinen wiederholten ... Dank für das Schlussheft der Stammtafeln. Ich werde mir nun das ganze stattlich binden lassen, ihm einen Platz unter meinen liebsten Büchern geben (und deren sind nicht viele) und es als kleinen Schatz meinen Kindern hinterlassen. Es ist meine aufrichtigste Meinung, dass sie sich durch dieses Werk großen Fleißes und großer Liebe, ein ganz besonderes Verdienst...“ auch für „die berlinisch-brandenburgische Geschichte erworben haben.“

Erstaunlich muss für uns bleiben, dass Theodor Fontane trotz der in den Stammtafeln ausgewiesenen Herkunftsorte bei seiner alten Vorliebe für die Gascogne verbleibt. Diese südwestfranzösische Landschaft ist ihm möglicherweise als Herkunftsland der Causeurs ans Herz gewachsen und bietet ihm als Künstler eine besondere Art von Identität, wie sie in einem Brief an Emilie vom 30. September 1888 zu Ausdruck kommt: „Wie stolz und glücklich bin ich, dass meine Ahnenwiege in in Languedoc, ja sogar in der Gascogne gestanden hat. Übrigens bist Du auch daher.; Toulouse und Montpellier liegen beieinander.“

Das von ihm als Herkunftsland anvisierte Languedoc entspricht den genealogisch-historischen Tatsachen. Seine Vorfahren väterlicher- wie mütterlicherseits - entstammen dieser südosteuropäischen Provinz. Doch für die südwestlich der Rhone gelegene Gascogne gibt es keinen Beleg für die Stammheimat seiner Vorfahren. Die Fontanes stammen aus Nîmes bzw. aus dessen näherer Umgebung. Die Labrys haben ihre Wurzeln in Le Vigan, nordwestlich von Nîmes gelegen. Beide Städte gehören auch heute noch zum Department Gard.

Die Beschäftigung mit seiner Herkunft verliert bei Fontane - bei aller Gewissheit, die er über die Geschichte seiner Familie nach und nach gewinnt - das spielerische und phantastische Element nicht. Mitunter meint er sogar, selbst in Frankreich zur Welt gekommen zu sein. So deutlich steht ihm die südfranzösische Landschaft vor Augen. Aber gewandert ist er in ihr nie. Das scheint er mitunter zu vergessen. Als Romanautor möchte er verdeutlichen und wird dabei tagtäglich zum Erfinder. Die „wahre Geschichte“ der tatsächlichen „Effi Briest“ kannte er lange. Sogar persönlich ist er ihr begegnet. In seinem Schreibtisch sammelte er Zeitungsausschnitte und holte so verschiedene Wirklichkeiten in die poetische Welt seines Romans hinein. Uns Lesern könnte dieser mühselige Prozess des Schreibens eines Romans gleichgültig sein. Wir verwandeln den literarischen Text in uns ja sowieso. Das Gelesene korrespondiert mit unserem Erlebten. Ein ganz neuer Roman entsteht in unserer Phantasie.

Fontane wusste, wie dieser Prozess „funktioniert“. Und er wollte ihn beständig optimieren. Seine Familie hat er damit beschäftigt. Ein mehrfach bearbeitetes erstes Manuskript schrieb seine Frau mühevoll und mit der Seele ihres Mannes vertraut „ins Reine“ ab. Die erste Reinschrift landete dann auf Fontanes Schreibtisch. Dort verwandelte der Autor das Manuskript erneut. Er strich, fügte senkrecht und waagrecht Notizen dazu und belieferte seine Frau erneut mit der Herausforderung, alle Gedanken ihres Mannes bei der zweiten Abschrift zu ordnen. Spätestens bei der fünften Fassung verlor Emilie Fontane jegliche Lust mitzudenken. Sie sah die neuen Nuancen nicht. Der Text war aus ihrer Perspektive bereits schön. Aber denken SIE bitte nicht, dass Fontane bei der sechsten Fassung seine Arbeit etwa beendete. Es dauerte ewig, bis er einen Text für fertig erklärte. Wieder und wieder vertröstete er Verleger.

Auch mit fertigen Büchern verfuhr er ähnlich. Jede Neuauflage der „*Wanderungen durch die Mark Brandenburg*“ bearbeitete er grundsätzlich. Mitunter tauschte er mehr als einhundert Seiten aus. Seine Suche nach der Vollkommenheit erlebten Angehörige und Freunde als tägliche Qual. Aber die Wahrheit einer Sache, beschwor Fontane seine Umwelt, liegt oft tief im Verborgenen. Dorthin wollte der Dichter wandern. Weil ihm das glückte, werden seine Bücher heute noch gelesen. Auch als ein Stück Wahrheit über uns. Europas Fortschrittsgeschichte können wir nicht anders verstehen als eine über Jahrtausende währende permanente Wandlung, die ohne Migration und Mobilität unmöglich gewesen wäre. Auch die ist nicht auf den ersten Blick sichtbar. Die Menschen, die heute an einem Ort leben, stammen fast nirgends ausschließlich



von Menschen ab, die in der fernen Vergangenheit an diesem Ort lebten. Aber sie haben das Wandern ihrer Vorfahren vergessen. Nahezu als Tragödie wiederholt sich der Vorgang, dass nach der Sesshaftwerdung die ehemals Fremden sich mit strikter Grenzziehung und Gewalt gegen die neuen Fremden zur Wehr setzen. Sie haben vergessen, dass Assimilation und Anpassung an die vorgefundene Kultur sich über Zeiträume erstreckte, die meistens fünf oder mehr Generationen umfassten. Doch die fünfte Generation wusste nahezu nichts mehr über die erste zu berichten. Diese ehemals Fremden haben aus den Augen verloren, woher ihre Vorfahren kamen. So regeneriert sich wieder neu ihr Gefühl, schon eine Ewigkeit an diesem konkreten Ort zu leben. Die moderne Gentechnik vermag diese vergessenen Wanderbewegungen heute großräumig nachzuvollziehen und unsere Irrtümer aufzuspüren. Für die vergangenen 50.000 Jahre ist inzwischen überschaubar, wer woher kam und auf welchen Wegen er wohin ging.

In seinem letzten Roman „DER STECHLIN“ erzählt Fontane in biblischer Dimension von dieser unsichtbaren Verknüpfung. DER STECHLIN ist ein besonderer See. Wegen seiner Schönheit und Lage zählt er zu den Symbolen der Mark Brandenburg. Er liegt umgeben von Buchenwäldern einhundert Kilometer nördlich von Berlin. Sein Wasser ist von besonderer Güte. Zu seiner Tiefe von siebzig Metern gehören Sagen und Legenden. Die vom ROTEN HAHN erzählt Fontane so: *"Hier waren Strudel und Trichter, und staubende Wasserhosen tanzten zwischen den Ufern hin. Er geht 400 Fuss tief und an mehr als einer Stelle findet das Senkblei keinen Grund. Und Launen hat er, und man muss ihn ausstudieren wie eine Frau."* DER STECHLIN ist ein schwieriger See. Er schreibt den Menschen vor, wo sie zu fischen haben und wo nicht. Eins lebte am STECHLIN ein Fischer Namens Minack. Das war ein gar roher und wilder Mann, der im Vertrauen auf seine gewaltigen Kräfte weder Menschen noch Geister fürchtete. Als er an einer Stelle fischte, die dem ROTEN HAHN nicht genehm war, stieg dieser aus dem See hervor und zog den Unbelehrbaren in die Tiefe.

Aber der ROTE HAHN zeigt auch an, was in der Welt draussen, hinter den märkischen Wäldern geschieht. *„Wenn es weit draußen in der Welt, sei's auf Island, sei's auf Java zu rollen und zu grollen beginnt oder gar der Aschenregen der hawaiischen Vulkane bis weit auf die Südsee hinausgetrieben wird. Dann regt sich's auch hier,“* am Stechlin, erzählt Theodor Fontane, *„... und ein Wasserstrahl springt auf und sinkt wieder in die Tiefe. Das wissen alle, die den Stechlin umwohnen, und wenn sie davon sprechen, so setzen sie wohl auch hinzu: Das mit dem Wasserstrahl, das ist nur das Kleine, das beinah Alltägliche; wenn's aber draußen was Großes gibt, wie vor hundert Jahren in Lissabon, dann brodel't hier nicht bloß und sprudelt und strudelt, dann steigt statt des Wasserstrahls ein roter Hahn auf und kräht laut in die Lande hinein.“*

Was der ROTE HAHN den Anwohnern am STECHLIN anzeigt - das zeigen den Neu Isenburgern die von IHNEN markierten Wege der Hugenotten und Waldenser: Alles ist mit allem verbunden. In der Gegenwart und in der Vergangenheit. Die Wege der Hugenotten und Waldenser sind Zeichen, die künftige Generationen vor der Ahnungslosigkeit über ihre Herkunft bewahren können. Vielleicht hilft dieses Wissen zu verstehen und zu verinnerlichen: Alle waren wir einst Fremde und sind noch immer suchend unterwegs.

